

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 11 (1938-1939)

Heft: 5

Rubrik: Kleine Beiträge

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lich, wenn daneben auch die praktische Uebung gepflegt wird. Denn sehr viele Kinder kennen weder die Führung der Zahnbürste, noch vermögen sie, die Bewegungen des Gurgelns und Mundspülens auszuführen. Ferner ist es eine bekannte Tatsache, daß die Erziehung zur Zahnpflege im Elternhaus meistens erst dann einsetzt, wenn die Karies bereits an den bleibenden Zähnen Schaden gestiftet hat. Wir müssen alles daran setzen, dem Kinde die tägliche gründliche Zahnreinigung in frühester Jugend beizubringen, sodaß sie ihm zur Gewohnheit, ja zum Bedürfnis wird.

Aus diesen Erwägungen heraus versuchen wir in Basel, bereits das vorschulpflichtige Kind an eine rationelle Zahn- und Mundpflege zu gewöhnen und es dazu zu erziehen, indem wir in den Kindergärten Zahnreinigungsanlagen errichten (Abb. 5). Da in Basel 95% der Kinder den Kindergarten besuchen, können wir hier den Großteil der Jugend im Alter von 4—7 Jahren erfassen. Gerade in diesem Lebensabschnitt empfängt das Kind seine tiefsten und nachhaltigsten Eindrücke. In diesem Alter ist es spielend leicht, in dem Kinde eine Gewohnheit zu pflanzen, im Gegensatz zum spätern Alter, wo doppelte Mühe und doppelte Arbeit oft keine Früchte mehr tragen. Da das Kleinkind zur Nachahmung neigt, wird es, durch das Beispiel seiner Kameraden angeregt, die gemeinsame Zahnpflege mit Eifer ausüben, während es zu Hause diese Anordnung vonseiten der Mutter oft als lästigen Zwang empfindet. Die Erfahrungen, die wir mit der Erstellung von Zahnreinigungsanlagen gemacht haben, sind recht gute und berechtigen uns zu einem weitem Ausbau derselben. Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei noch erwähnt, daß wir selbstverständlich darnach trachten, daß neben der täglichen Zahnpflege im Kindergarten die so notwendige allabendliche Zahnreinigung zu Hause ausgeübt wird. Wir geben daher jedem Kinde eine bildliche Anweisung mit, wo es das im Kindergarten Gelernte selbständig anwenden kann (Abb. 6).

Von verschiedenen Seiten wurden Bedenken finanzieller Art geäußert. Wenn wir dabei an die Millionenbauten unserer Schulhäuser oder an die Turnhallen mit ihren modernst eingerichteten Dou-

chenräumen erinnern, so steht der Kostenpunkt für die einmalige Einrichtung der Zahnreinigungsanlage, der ca. Fr. 500.— beträgt, in keinem Verhältnis dazu, besonders, wenn wir in Betracht ziehen, daß die Zahnreinigungsanlagen mindestens ebenso notwendig sind, wie die schön eingerichteten Douchenräume. Die Abbildung 5 zeigt die praktische Durchführung der Zahnreinigung in den Kindergärten, man sieht darauf das Zahnreinigungsbecken mit den Springhahnen, die die unhygienische Anwendung von Gläsern selbstverständlich überflüssig machen. Links davon ist der Zahnreinigungskasten, worin die Zahnbürsten in hygienischer Weise versorgt sind, und wo Bedacht darauf genommen ist, daß jede Möglichkeit der gegenseitigen Berührung dieser Bürsten fehlt. Es ist klar, daß durch die Einführung der Zahnreinigung in Schule und Kindergarten kein meßbarer Rückgang der Kariesfrequenz zu erwarten ist. Bevor wir aber jemals daran denken dürfen, die Bekämpfung der Karies des Milchzahngewebes in einen systematischen Behandlungsplan aufzunehmen, müssen wir vom Kinde verlangen, daß es frühzeitig seine Zähne richtig zu pflegen versteht, ganz besonders auch im Hinblick darauf, daß der schlechte Zustand des Milchzahngewebes zu einem großen Teil mitverantwortlich ist an der enormen Ausbreitung der Karies am bleibenden Gebiß.

Wenn es einerseits sehr erfreulich ist, festzustellen, daß die Schule immer mehr versucht, durch Erziehung und Unterricht die Zahnpflege bei der Jugend zu fördern, so muß doch andererseits gesagt werden, daß noch sehr viel zu tun übrig bleibt. Die jährliche Untersuchung von über 10 000 Kindern gibt uns die Berechtigung, die Behauptung aufzustellen, daß nur ungefähr 20% der Kinder regelmäßig und richtig ihre persönliche Zahnpflege ausführen, und daß die übrigen 50% Gelegenheits-Zahnreiniger sind und der Rest von 30% eine ordentliche Zahnpflege überhaupt nicht kennt.

Wenn die Ausbreitung der Karies unter der Jugend wirksam bekämpft werden soll, so kann dies nicht auf dem Weg der zahnärztlichen Einzeltherapie geschehen, sondern nur mit der systematisch durchgeführten Prophylaxe, dazu ist aber die Mitarbeit der Schule unerlässlich.

Kleine Beiträge:

Zum 30jährigen Bestehen der Montessori-Methode in der Schweiz.

Psychische Hygiene in der Montessori-Methode.

Für die Hygiene, die das geistige und seelische Wohlbefinden des Menschen angeht, haben wir noch keine öffentlich anerkannten Begriffe und keine Gesetzgebung, wie sie bereits seit langem für die körperliche Hygiene besteht. Erst die Psychoanalyse und die aus ihr entstandene Individualpsychologie haben in letzter Zeit die außerordentliche Wichtigkeit der psychischen Hygiene

verkündet und uns gezeigt, wie unsagbar viele Menschen seelische Defekte und Krankheitssymptome aufweisen. Meistens gehen die Störungen der seelischen Funktionen dieser Menschen zurück bis in die zarteste Kindheit und rühren von einer falschen Erziehung her, in der die seelische Hygiene unzureichend berücksichtigt worden ist.

Die Montessori-Erziehung kann man indessen als Prophylaxe für die Krankheitsfälle der Psychoanalyse und der Individualpsychologie auffassen. Die Kinder nämlich, die seelisches Verständnis in ihrer Um-

gebung gefunden haben, die Menschen, die psychisch gesundheitsgemäß aufgewachsen sind, brauchen weder früher noch später psychisch-therapeutische Behandlung, um ihr seelisches Gleichgewicht wieder zu erlangen.

Die Montessori-Methode basiert vor allem auf der psychischen Hygiene, die schon von der Geburt des Menschen an beginnen sollte, und die im Kinderhaus und in der Schule einen Hauptfaktor in der Entwicklung des Menschen darstellt.

Im Montessori-System sind vorbereitender und Elementar-Unterricht nicht voneinander geschieden. Die vorbereitende Unterweisung geht unbemerkt, lückenlos, kontinuierlich in die elementare Ausbildung über. Vom Kinde selbst wird es nicht bemerkt, wann es die Reife für den Elementarunterricht erreicht hat. Es gibt keinen feststehenden Zeitpunkt, von dem aus das Kind in die höheren Wissenschaften eingeführt werden soll.

Während des Lebensabschnittes von 2½ bis 11 Jahren, resp. 18 Jahren — in Holland ist bereits bis zur Matura aufgebaut worden — ändern sich weder die erzieherischen noch die didaktischen Methoden. Die Stellung des Kindes gegenüber seinen Lehrern, Kameraden, ja der Schule im Ganzen, macht keine Veränderung durch. Das Klassensystem ist durchwegs aufgehoben. Das veraltete Prinzip: ein Jahr — eine Klasse, besteht nicht mehr. Die Kinder arbeiten, lernen — jedes nach seinem Rhythmus und nach seiner Leistungsfähigkeit, vom Eintritt in die Schule bis zum Abgang. Die pädagogischen Gedanken Maria Montessori's stellen ein einheitliches System dar, und die Einheiten dieses Systems stehen in enger Verbindung miteinander. Die Kinder müssen also, um nach den Montessori-Grundsätzen aufzuwachsen zu können, während ihrer ganzen Kinderhaus- und Schulzeit im Sinne dieses Systems geleitet werden.

Als Wichtigstes für die 2½-Jährigen, bei denen die Montessori-Erziehung heutzutage beginnt — Maria Montessori arbeitet bereits daran, ihre Methoden auch für das Säuglingsalter anzuwenden — wird die dem Kinde angepaßte Umgebung gefordert, die sich von der des Erwachsenen durchaus unterscheidet. Das Kind muß sich entfalten und wachsen, anders als der Erwachsene. Das Kind ist ein großer „Arbeiter“, der sich in jedem Moment seiner Existenz entwickelt. Helle freundliche Räume, in denen nichts Ueberflüssiges zu finden ist, wo es am Erforderlichen aber auch nicht fehlen darf, gehören zu der passenden für die kindliche Psyche adäquaten Umgebung. Kleine Stühchen, bewegliche Tischchen sollen den Kindern schon durch Farbe und Gestalt soviel Freude machen, daß sie auch gern die Verantwortung für ihre Sauberkeit und Instandhaltung übernehmen. Jedes Kind, beseelt vom Tätigkeitsdrang und der Freude am eigenen Handeln, wird hier nur zu gern seinem Eifer freie Bahn gewähren. Fegen, Scheuern, Putzen, Tischdecken, Bedienen bei Tisch, Schuheputzen, Gießen der Pflanzen, Füllen der Blumenvasen, Pflegen und Füttern von Fischen, Vögeln und anderen Tieren begeistert wohl jedes Kind. Ein wesentlicher Faktor ist außerdem das Montessori-Material: Es dient zur Entwicklung der Sinne, der Muskeln und des Intellektes.

Nicht nur der menschliche Körper hat seine Gesetzmäßigkeit für eine normale Entwicklung (Zahnen, Sprech- und Laufversuche etc.), sondern auch der Geist des Menschen ist organisiert und entwickelt sich nach natürlichen Gesetzen. Wird also auf das natürliche Wachstum des menschlichen Geistes in seiner Entwicklung Rücksicht genommen, dann können die Kinder nicht nur körperlich sondern auch geistig ungehindert wachsen und gedeihen und psychisch kraftvolle Menschen werden.

Elsa Neustadt, Genf.

Ein nationales Kunstblatt: Ferdinand Hodlers „Wilhelm Tell“.

Unserem großen Meister Ferdinand Hodler war es vorbehalten, die Tell-Idee entsprechend der Vorstellungskraft des Volkes künstlerisch zu gestalten. Kaum ein zweites Werk vermag Gesinnung und Wollen so



F. Hodler: Wilhelm Tell (Ein 14-Farben-Wolfsbergdruck)

eindrücklich zu symbolisieren und damit zum Ausdruck unserer Wesensart und zu einer wahrhaft geistigen Kundgebung zu werden, die kraftvoll ist, ohne pathetisch zu sein.

Schon zu Lebzeiten Ferdinand Hodlers hat die Graphische Anstalt J. E. Wolfensberger, Zürich 2, den Gedanken aufgegriffen, dieses Werk als Reproduktion herauszubringen. Das Gemälde kam dann in privaten Besitz. Erst nach jahrelangen Bemühungen ist es dem Initianten gelungen, den Besitzer zur Herausgabe des Originals zu bewegen und die Reproduktionsrechte mit der Firma Rascher zu bereinigen. Damit ist die Absicht in glücklichster Weise erfüllt, den Tell in einer würdigen, dem Original getreuen Reproduktion an die Öffentlichkeit zu bringen und der Heimat ein nationales Kunstblatt zu beschere, das besonders in der heutigen Zeit zum eindringlichen Mahner wird.

In 14 Farben, auf speziell fabriziertem Karton gedruckt, liegt nun die Wiedergabe in zwei verschiedenen Formaten vor. Möge sie nun aber auch Verwendung finden. Bei der Kleinheit der Schweiz bedeutet die Herausgabe eines Kunstblattes von solcher graphischer Vollendung ein Wagnis und Opfer. Dieses Tellenbild, das beseelt ist vom Geiste edlen, kraftvollen Schweizertums gehört besonders auch in jede schweizerische Schule hinein.

Der Tod eines Knaben.

Am 24. März hatte in St. Blaise bei Neuenburg ein dreizehnjähriger Schüler, namens Javet, seine Kameraden veranlaßt, etwas über die Pause hinaus im Spielhof zu verweilen. Dafür wurden alle Schüler bestraft. Sie beschlossen, den jungen Javet (der der schwächste unter ihnen war) zu züchtigen, trieben ihn in eine Ecke und schlugen auf ihn ein mit Fäusten, mit Fußtritten, bis der Knabe auf den Boden fiel. Er erholte sich, konnte nach Hause zurückkehren, mußte sich jedoch bald darauf mit heftigen Kopfschmerzen ins Bett legen und starb an einer Meningitis.

Der traurige Fall hat in der welschen Schweiz tiefen Eindruck gemacht; zahlreiche Lehrer haben ihn ihren Schülern erzählt, mit dem dazugehörigen Kommentar. So auch in Lausanne, wo eine Klasse den Wunsch ausdrückte, den Eltern einen kollektiven Brief zu senden.

Hier folgt nun, mit wenigen Kürzungen, die Antwort der Eltern:

Liebe junge Freunde!

Ihr könnt nicht glauben, wie sehr Euer Brief uns zugleich ergriffen und erfreut hat. Von den zahlreichen Beweisen der Sympathie und der Teilnahme, die uns zugekommen sind, ist der Eurige gewiß der bedeutendste, und wir danken Euch dafür aus tiefstem Herzen.

Liebe junge Freunde, folgt dem, was Euer Lehrer Euch sagt; gebt Euch Mühe, bei jeder Gelegenheit um

Euch Güte und Wohlwollen zu verbreiten zu suchen. Unser Kind, das wir beweinen und das Ihr mit uns beweint, war in seiner Klasse ein Schwacher, über den die Stärkern bei jeder Gelegenheit herfielen. Er war empfindlich und konnte Ungerechtigkeiten nicht gelten lassen, wenn er sie auch selber erdulden mußte. Er ist von uns gegangen unter großen Schmerzen, aber ohne ein einziges bitteres Wort gegenüber denjenigen ausgesprochen zu haben, die ihn geschlagen hatten.

Wenn sein kurzer Weg auf dieser Erde und sein tragisches Fortgehen dazu dienen können, auf die Gefahren der Brutalität und des Zornes aufmerksam zu machen, so ist seine Mission nützlich gewesen und wird er Spuren hinterlassen haben.

Als Beweis unserer Dankbarkeit für Eure große Sympathie erlauben wir uns, Euch die Photographie unseres kleinen Georges-Henri zu schenken. Denkt noch ein wenig an ihn, liebe junge Freunde, und haltet die Erinnerung an sein Lächeln durch Euer ganzes Leben vor Augen; verbindet damit auch den Gedanken der Güte gegenüber allen Menschen, mit denen Ihr in Berührung seid.

C. und H. Javet und ihr Sohn Pierrot.

*

Es werden wohl auch in der deutschen Schweiz mehrere Lehrer diesen Brief ihren Schülern zum Nachdenken vorlesen. (Stark gekürzter Auszug aus einem Artikel von George Claude in der „Feuille d’Avis de Lausanne“ vom 5. April 1938.)

Aus der Praxis für die Praxis:

Nationalhymnen. Autor: FRITZ GERSBACH, Basel
Lektion für eine Schulklasse, gehalten am Radio am 1. XI. 1937.

Platte Nr. 1: Rufst du, mein Vaterland.

Liebe Kinder!

Stellt euch vor, wir seien im Stadion der Olympiade! Herrlich strahlender Sonnenschein. Soeben findet der Aufmarsch der Nationen statt. Die Banner flattern im frischen Morgenwinde. Eine tausendköpfige Menge wohnt diesem erhebenden Schauspiel bei. Eben sind die Schweizer aufmarschiert. Ihr habt's ja wohl gemerkt; denn die Musik spielte: Rufst du, mein Vaterland! Stolz weht das weiße Kreuz im roten Feld. Stramm ziehen unsere Schweizerturner an uns vorüber. Vor innerer Erregung bekomme ich 's Herzklopfen, Gänsehaut, so hat's mich gepackt. Ich fühle es, unsere Hymne hat eine feierliche Stimmung in mir ausgelöst, verherrlicht sie doch das Heiligste eines Volkes. Das zeigen auch unsere Turn- und Sängerkonvente in der Schweiz, wo alles aufsteht, die Männer die Hüte abnehmen, wenn die Landeshymne erklingt. Diese Verehrung müßt ihr aber auch den Hymnen anderer Völker erweisen, wenn ihr einmal im Ausland seid, das erfordert die Höflichkeit.

Was ist überhaupt eine Hymne? Ein Lobgesang! — Und eine Nationalhymne? Ein Lobgesang auf das Vaterland! Sie soll das Wesen, die Art eines Volkes zum Ausdruck bringen. Gerade wie jedes Land seine Landesfarben hat, so gibt es auch Lieder, die die Eigenart eines Volkes zum Ausdruck bringen. Ihr habt gewiß schon solche Hymnen im Radio gehört, etwa anlässlich eines Fußballmatches, einer Olympiade oder gar bei den Krönungsfeierlichkeiten in England. Alle Länder haben Nationalhymnen.

In neuester Zeit haben verschiedene Staaten — infolge politischer Umstellung — auch ihre über hundert Jahre alten Nationalhymnen gewechselt, so z. B. Rußland und Deutschland.

Ich will euch nun schildern, wie eine solche Hymne entstehen kann. Folgt mir im Geiste nach Frankreich. Es ist im Sommer des Jahres 1792. Unsere Reise führt uns von Basel aus durchs Elsaß. Schon da können wir allerhand beobachten: Ueberall Frauen mit ängstlichen Gesichtern, hungernde Kinder, elendes Gesindel, das auf Raub ausgeht, Soldaten, abgemagerte Rosse vor schwere Kanonen gespannt! Endlich sind wir in Straßburg, der elsässischen Hauptstadt, angelangt. Aber welch ein Aufruhr in den Straßen dieser Stadt! Dicht gedrängt stehen die Leute auf den Plätzen, in den Gassen. Vor dem Regierungsgebäude sammelt sich immer mehr Volk an. Man wartet gespannt auf die neuesten Nachrichten. Trommler durchziehen die Straßen, hinter ihnen her tragen Männer und Frauen Plakate mit der Aufschrift: Freiheit, Vaterland, Brot! Was soll das alles bedeuten? fragen wir uns besorgt. Krieg? Revolution? Eben zieht ein Regiment strammer Soldaten in die Stadt ein. Mächtig dröhnen die Marschschritte durch die düstere Nacht. Revolution in ganz Frankreich! Franzosen kämpfen gegen ihre eigenen Landsleute, Bruder gegen Bruder, das steht auf den Plakaten, die aus den Fenstern des Regierungsgebäudes herausgehängt werden! In jener Nacht hatte der Bürgermeister Dietrich eine Anzahl französischer Offiziere zum Nachtessen eingeladen. Während des Essens erklärte der Bürgermeister: „Es ist eigentlich schade, daß wir in Frankreich kein vaterländisches Lied besitzen, das überall gesungen wird!“ Dabei nickte er einem der Offiziere zu, den er als guten Dichter und Musiker kannte, und forderte ihn auf, einen solchen Versuch zu wagen, wobei er noch meinte: Es wäre doch eine herrliche Aufgabe, so ein Lied zu dichten und zu komponieren!

Diese Anregung des Bürgermeisters ließ unserem Dichter keine Ruhe mehr. Noch während des Nachtessens, während die anderen längst von anderen Dingen erzählen, sitzt er in sich gekehrt da. In Gedanken ver-